

erwähnt werden: O. Pickl, „Österr.-ungar. Handelsbeziehungen entlang der Donau vom 15. bis zum 18. Jh.“; I. Kállay, „Ungar. Donauhändler 1686–1848“; K. Pisecky, „Die europ. Bedeutung der Donau seit dem Aufkommen der Dampfschiffahrt“; St. Karner, „Zum Außenhandel zw. Österr. und Ungarn in den Jahren nach dem 1. Weltkrieg“; G. Pfeischinger, „Die Entzauberung der Montur“; M. John u. G. A. Stadler, „Zu Bevölkerungsentwicklung und Stadtwachstum in Linz 1840–1880“; E. Puffer, „So sah ich meine Heimatstadt. Aus den Erinnerungen des Linzer Primars Dr. F. Reiß“; M. Pfaffenwimmer, „Arbeit und Alltag von Frauen und Kindern im ausgehenden 18. u. beginnenden 19. Jh.“

Ausnahmsweise sei auch zu einer Rezension Stellung genommen, nämlich zur Besprechung von P. Leisch über das von mir herausgegebene Buch „Bischof Franz Joseph Rudigier und seine Zeit“. Zunächst sei dafür gedankt, daß das Werk so ausführlich gewürdigt und in seiner Eigenart richtig erkannt wurde, nämlich als Versuch, eine Persönlichkeit nicht isoliert zu sehen, sondern im Rahmen und unter den Bedingungen ihrer Zeit. Gerade weil die Besprechung so eingehend ist, scheint es mir der Mühe wert zu sein, sachlich einiges zurechtzurücken. Das Bild Rudigiers, das in dem Buch geboten wird, ist jedenfalls differenzierter, als man es aufgrund der Rezension von Leisch annehmen würde. Z. B. läßt sich die „bedingungslose Loyalität zum Papst, zumal in der Frage des Unfehlbarkeitsdogmas“, die Rudigier zum „ultramontanistischen Hardliner“ gemacht haben soll, so global an ihm nicht feststellen. Überraschenderweise gehörte er nämlich auf dem 1. Vatikanischen Konzil zunächst nicht zur Majorität, die dezidiert für die Definition der Unfehlbarkeit eintrat, sondern zu einer mittleren Gruppe, die die Dogmatisierung nicht für opportun hielt. Erst ziemlich spät ging Rudigier zur Majorität über. (Diese Vorgänge werden übrigens in dem besprochenen Buch erstmals dargelegt.) Es gibt noch andere Zeichen für eine gewisse Zurückhaltung des Linzer Bischofs gegenüber dem ausgeprägten Papalismus seiner Zeit; das war ja bisher sogar ein Grund dafür, warum es noch nicht zu einer Seligsprechung gekommen ist. „Ökumene“ im heutigen Sinn läßt sich in der Zeit der Auseinandersetzung mit dem Liberalismus nicht erwarten. Trotzdem finden sich auch in diesem Punkt Züge im Leben Rudigiers, die sich vom bisherigen Klischee abheben. Daß er wohl einer der ersten war, der von „getrennten Brüdern“ sprach und eine gewisse Herzlichkeit gegenüber dem evangelischen Pfarrer von Attersee namens Overbeck an den Tag legte, sei beispielhaft erwähnt. Daß Rudigier wegen seiner Auseinandersetzungen mit den Liberalen über die Maigesetze „zu sechs Monaten Kerker“ verurteilt wurde, stimmt sachlich nicht und wird im rezensierten Buch nicht behauptet. Auch trifft es nicht zu, daß das Werk „in erster Linie mit der Absicht verfaßt“ wurde, „den Seligsprechungsprozeß zu beschleunigen“. Von seiten der Herausgeber war es geradezu die Absicht, von bisherigen hagiographischen Klischees wegzukommen. Es sei zugegeben, daß das nicht jedem Autor auf jeder Seite gelungen ist. Richtig ist, daß Bischof Aichern, der das Buch in Auftrag gegeben

hat, dies „auch im Hinblick auf die Bemühungen im Seligsprechungsprozeß“ tat. Offensichtlich kann diese Bemerkung beim Leser zu einer gewissen Einfärbung der Ergebnisse führen. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß die mühsame und erstmalige Erfassung aller Rudigierbildnisse durch B. Prokisch eine Erwähnung verdient hätte.

Linz

Rudolf Zinnhobler

■ LEIDL AUGUST u. a. (Hg.), *Ostbairische Grenzmarken* (Passauer Jahrbuch für Geschichte, Kunst und Volkskunde Bd. 30). (269). Verlag des Vereins für Ostbairische Heimatforschung, Passau 1988. Kart.

Wiederum ist es dem Institut für Ostbairische Heimatforschung gelungen, ein abwechslungsreich gestaltetes Jahrbuch vorzulegen. In unserer Zeitschrift kann nur auf Beiträge kirchlicher bzw. kirchengeschichtlicher Provenienz eingegangen werden. P. C. Hartmann bietet einen ansprechenden Vergleich von Hochstift Passau und Erzstift Salzburg und kann viele Parallelen feststellen. Das für die Ausbildung geistlicher Landesherrschaften maßgebliche Privileg Friedrichs II. von 1220 wird allerdings unrichtig als „Confoederatio cum principis (!) ecclesiasticis“ bezeichnet. Zur josephinischen Bistumsregulierung wäre viel neuere Literatur vorhanden gewesen, auf die in den Anmerkungen nicht verwiesen wird. A. Hofstetter führt einen Stilvergleich von drei Schönen Madonnen (Wittibreit, Thalgau, Großarl) durch. I. Mittermeier berichtet über die Ausgrabungen im Passauer Domhof, wobei der Aussagewert auch neuerer Funde überzeugend nahegebracht wird. Unter den aufgelisteten Funden befindet sich übrigens auch eine Wolfgang-Medaille. Den Faktoren der bayerischen Politik im konfessionellen Zeitalter (1522–1648) geht W. Becker nach. Daß Österreich nicht zur Reformation übergegangen sei (47), wird man zumindest von Oberösterreich so nicht sagen können. Allerdings hat sich langfristig der Katholizismus wieder durchgesetzt. Lebendige Skizzen von Passauer Barockmalern verdanken wir dem viel zu früh verstorbenen G. Schäffer. Im einzelnen behandelt er F. d. Neve, F. W. Tamm, M. Unterberger, J. G. und F. Th. Helbling, J. G. Ainstandl, J. G. F. Unruhe und J. Bergler d. J. Diese Künstler waren vorwiegend für kirchliche Auftraggeber tätig und wirkten auch im österreichischen Raum.

Wie immer wird das Jahrbuch von einem umfangreichen Rezensionsteil und einer Bibliographie zur Landeskunde von Niederbayern abgeschlossen. Es sei nicht verschwiegen, daß sich der Rezensent über die positive Würdigung seiner 1987 erschienenen Bibliographie gefreut hat (169).

Linz

Rudolf Zinnhobler

■ KREXNER MARTIN, *Hirte an der Zeitenwende*, Kardinal Friedrich Gustav Piffl und seine Zeit. (400, 16 Abb.). Dom-Verlag, Wien 1988. Ppb. S 498.—/DM 70.—.

Obwohl mir die Darstellung sprachlich etwas zu wenig gefeilt zu sein scheint und die behandelte Gestalt von den vielen (in sich interessanten) Details bisweilen fast verdeckt wird, handelt es sich um ein

sehr lesenswertes Buch. In ihm wird eine bedeutende Persönlichkeit des österreichischen Episkopats auf dem Hintergrund ihrer Zeit eingehend gewürdigt. Piffel, geboren 1864, war der Sohn eines Buchbinders aus Landskron in Ostböhmen, absolvierte nach der Matura ein Jahr als Einjährig-Freiwilliger beim Militär, trat in das Chorherrenstift Klosterneuburg ein, wurde dessen Abt (1907–1913) und als Nachfolger von F. X. Nagl Erzbischof von Wien (1913–1932). Wir begegnen in dem Buch einem Bischof, der lebenswürdig war und es eher hinnahm, hundertmal zu milde als einmal zu streng gewesen zu sein, der bescheiden war und doch eine hohe Würde ausstrahlte, der die Nähe des Volkes suchte, der sich sozial engagierte, der romtreu war, unter Maßnahmen Roms aber auch leiden konnte, der stärker als seine Mit Bischöfe die neuen Wege der Liturgie und der Katholischen Aktion bejahte, aber auch das Positive von früher zu schätzen wußte. Er war aber auch ein Kind seiner Zeit. Sein in heutiger Sicht übertriebener Patriotismus ließ ihn den Krieg bejahen, manche berechnete Anliegen sozialistischer Kreise übersehen und eine zu enge Bindung der Kirche an politische Kräfte suchen. Wie ein roter Faden durchziehen das Buch auch Klagen über die zu geringe Christlichkeit bzw. Kirchlichkeit der Christlich-sozialen. Das läßt sich nur verstehen, wenn in Piffels Denken auch noch nach dem Zusammenbruch der Monarchie das alte Modell von „Thron und Altar“ vorherrschte.

Nach dieser allgemeinen Vorstellung von Person und Buchinhalt sei auf ein paar Einzelheiten von allgemeinem Interesse eingegangen, die hauptsächlich innerkirchliche Begebenheiten betreffen oder den Kardinal in seinem Wesen charakterisieren.

Während eines Studienaufenthaltes in Rom (1894–1895) erlebte Piffel Leo XIII., dessen „unschönes Gesicht“ und dessen „Stimme . . .“, hohl wie aus einem Grabe“, (34) ihm besonders auffielen. Solches in einer Zeit des übersteigerten Papalismus überhaupt zu registrieren, zeugt schon von gesunder Natürlichkeit des späteren Kardinals, die wir auch sonst beobachten können. Als die Frage der Bischofsnachfolge in Wien anstand, wurden u. a. auch der Rektor der Anima Josef Lohninger, der Linzer Bischof Rudolph Hittmair und Hofrat Swoboda genannt. Dieser ist es wohl, den nach den Aufzeichnungen des Ludwig von Pastor Papst Pius X. als „ambizioso“ ausschloß (66f). Eine Berufung Hittmairs betrieb besonders der oberösterreichische Landeshauptmann Johann N. Hauser, „da er kein besonderer Freund“ des Bischofs war „und es daher gern gesehen hätte“, wenn er „nach Wien übersiedelt wäre“. Als dann durch den Kaiser die Ernennung Piffels erfolgte, kommentierte dies die „Neue Freie Presse“ sehr zustimmend: „Nach längerer Zeit geschieht es wieder zum erstenmal, daß die Ernennung eines geistlichen Oberhirten mit sympathischen Empfindungen aufgenommen werden kann. Der Geist, der sich seit einigen Jahren bei der Auswahl der Bischöfe wirksam zeigte, war nicht geeignet, Befriedigung in der Bevölkerung hervorzurufen . . . Die Kirchenfürsten, welche in der jüngsten Epoche die Genehmigung Roms erhielten, gehörten alle der Generation jener Geistlichen an, die durch

die römischen Studien gegangen sind, den blinden Gehorsam gegen die Winke der in Rom herrschenden jesuitischen Richtung als obersten Leitsatz betrachteten und mit dem gläubigen Volk, das sie geistlich beraten sollen, keine innere Verwandtschaft besaßen.“

Weniger freudig gestimmt waren die beiden Suffraganbischöfe Rößler von St. Pölten und Hittmair von Linz. Sie blieben sogar der Bischofsweihe fern, „wohl aus Protest, daß man ihre Vorschläge für die Besetzung gar nicht berücksichtigt hatte“ (73). Beim ersten Besuch, den Nuntius Scapinelli Piffel abstattete, lobte jener Österreich „als das einzige Land, wo der Klerus noch treu dem Papst ergeben sei“ (77). Er kündigte außerdem schon für das laufende Jahr ein Konsistorium an, womit er die Kardinalserhebung Piffels andeutete. Doch dagegen gab es Widerstände aus integralistischen Kreisen wie dem Bürgerschulkatecheten Anton Mauß, der Gräfin Marie Henriette Chotek, der Prinzessin Alexandrine Windischgrätz und dem Sozialreformer und Leiter einer Jugendbewegung Anton Orel. Die beiden Frauen reisten sogar nach Rom, um „gegen Piffel zu intrigieren“ (78). Mauß gab seit 1910 „Österreichs katholisches Sonntagsblatt“ heraus, „in dem er bekannte Persönlichkeiten des katholischen Lebens des Modernismus verdächtigte und denunzierte“ (81). Bei der Hauptversammlung des von den Integralisten scheinbar angesehenen Volksbundes am 9. Oktober 1913 in der großen Volkshalle des Wiener Rathauses nahm Piffel vor einem zahlreichen Publikum zur Situation Stellung und sagte u. a.: „Wo ein Verein Hand in Hand mit seinem Bischof für katholische Zwecke arbeitet, ist nützliche Kritik . . . nicht am Platze. Noch gilt der Grundsatz, daß in jeder Diözese der Bischof und nicht Laien oder Zeitungen über Rechtgläubigkeit und kirchlichen Sinn zu urteilen haben. Und daß es dabei bleiben wird, dafür lassen Sie mich sorgen . . .“ (82). Das von Mauß herausgegebene Blatt scheint jedoch „einen großen Rückhalt in Rom gehabt zu haben“ (83). Dessen ungeachtet drohte Piffel Mauß die Suspension an. Schon war Pius X. geneigt, Kardinal Piffel das Katholische Sonntagsblatt „prohibitieren“ zu lassen (83), als Gräfin Chotek erneut in Rom auftauchte. Sie fand auch Unterstützung durch die Kardinäle Franz Bauer von Olmütz und Georg Kopp von Breslau, obwohl sich diese privat gegen Mauß aussprachen (83f). Ende November 1913 sammelte der Wiener Klerus Unterschriften für den Kardinal, die „angeblich . . . nur vier Geistliche“ nicht unterzeichneten. Bei einer Audienz Anfangs Dezember 1913 segnete der Papst die Gräfin Chotek und ermunterte sie, „fortzufahren wie bisher, ohne den Mut zu verlieren“ (85). Diese Äußerung wurde von der Gräfin in der Presse publiziert und als Befürwortung des Orel'schen Jugendvereins interpretiert, was den Integralisten großen Auftrieb gab. Daraufhin fuhr Piffel zum Nuntius, von dem er sich „nicht sehr unterstützt“ fühlte, und fragte ihn, „ob er oder Gräfin Chotek Erzbischof von Wien sei“. Der Nuntius beruhigte ihn, Mauß erklärte, er wolle „ganz im Einvernehmen mit dem Bischof handeln“, die großen katholischen Organisationen erließen eine „Kundgebung“ (19. 1. 1914), in der sie sich u. a.

„gegen das Bild verwahrten, welches diese Blätter“ (vor allem das genannte Katholische Sonntagsblatt) „von der angeblich nicht zuverlässigen kirchlichen und religiösen Gesinnung der Katholiken Wiens“ entwarfen, und der Papst, der sich von der Gräfin Chotek hintergangen fühlte, äußerte sich wie folgt: „80 Jahre bin ich alt geworden, und jetzt lerne ich erst das Weib kennen!“ Durch seine klare und entschlossene Haltung hatte Piffel „seine erste Bewährungsprobe als Erzbischof von Wien gut überstanden“ (83–88). Seiner Kreierung zum Kardinal stand nun nichts mehr im Wege.

Bald hatten alle an der Auseinandersetzung Beteiligten andere Sorgen. Der Erste Weltkrieg brach aus. Nach dem Tod Pius' X. schritt das einberufene Kardinalskollegium an die Neuwahl. Piffel führte ein (erhaltenes) Konklave-Tagebuch, das bereits von M. Liebmann veröffentlicht wurde. Darin wird u. a. davon berichtet, daß Kardinal Agliardi Piffel gegenüber „von der Notwendigkeit sprach, einen Papst zu wählen, der auch die Bischöfe in ihrer Diözese zu Worte kommen lasse, also Anti-Integralist“. Beim Essen am 27. August 1914 schimpfte der Münchener Erzbischof „Kardinal Bettinger sehr über die Integralen, die (dem) hl. Vater und seiner Umgebung eine Blamage nach der anderen gebracht“ hatten. Piffel setzte sich von Anfang an für die Wahl della Chiesas ein. Noch am 2. September fürchtete man, ihn nicht durchzubringen, weil „seine Wahl als ein Affront gegen Pius X. gedeutet“ werden könnte. Bei der 10. Abstimmung am 3. September wurde er trotzdem gewählt; er nahm den Namen Benedikt XV. an. Kardinal Piffel vermerkt in seinem Tagebuch: „So haben wir Österreicher und Deutsche doch unseren Kandidaten durch unsere Zähigkeit durchgebracht“ (107–116).

1916 erhielt Österreich einen neuen Nuntius: Valfre di Bonzo. Er „hinterließ bei Piffel“ anlässlich seines ersten Besuches „nicht den besten Eindruck, ebenso nicht im Ministerium des Äußeren, wo man feststellte, er habe keine Formen. Er sprach kein Wort deutsch und nur schwer lateinisch“ (146).

Von Interesse ist auch die Beziehung Piffels zu Kaiser Karl. Der Nuntius bedrängte Piffel einmal, dem Kaiser nahezu legen, bald Bischöfe für Spalato und Lesina zu ernennen. Daraufhin meinte Piffel, das sei Sache des Kaisers. Doch der Nuntius erwiderte: „... der Kaiser sagt ja immer nur: Da muß ich zuerst den Piffel fragen!“ (179). Als 1918 Burgpfarrer Seydl zum Bischof ernannt wurde, „war Piffel“, der diese Ernennung „für nicht notwendig“ hielt, hierüber vom Nuntius „nicht einmal befragt worden“ (191).

Als 1919 der Adel abgeschafft wurde, ließ Piffel von sich aus auch die Bezeichnung „Fürsterzbischof“, aus der er sich „ohnehin nie etwas gemacht“ hatte (221), fallen. Zum Weihnachtsfest 1919 trug der Kardinal persönlich ein großes Paket an die Kinderbewahranstalt, weil er „niemanden mehr ... belästigen“ wollte. Die Pförtnerin meldete ihn der Oberin als „einen alten Pfarrer“.

Auch über das Konklave von 1922 führte Piffel Tagebuch. Damals herrschte eine gewisse Tendenz, einmal einen „Nichtitaliener zu wählen“. Damit hätte der Integralist Merry del Val große Chancen gehabt. Es gab Stimmen, die „sich eine Stärkung der kirchl.

Disziplin in der Energie und Konsequenz Merry del Vals“ erwarteten (250–254). Gewählt wurde jedoch Ratti (Pius XI.). Anlässlich des Eucharistischen Kongresses in Rom 1922 wandte sich „die Vereinigung katholischer Edelleute“ an Piffel, er möge ihrer Abordnung „eine günstige Platzierung und auch eine Privataudienz beim Papst ermöglichen. Piffel reagierte offenbar nicht auf diese Zumutung“ (259f). 1923 fragte Pius XI. beim Kardinal an, ob er das I. Vatikanum fortsetzen solle. Piffel wandte sich an den Kirchenhistoriker Prof. Tomek um ein Gutachten; dieser riet eher ab, weil „im Moment“ das Lehrgebäude „klar genug und auch der Modernismus soweit zurückgewichen sei, daß keine neue Definition notwendig sei“ (279). Als die theologischen Studien verlängert und in allen Diözesen eine „domus rusticationis“ eingerichtet werden sollte, worin die Alumnus die Ferien verbringen sollten, erklärte sich 1927 bezüglich des zweiten Punktes die österreichische Bischofskonferenz schon aus finanziellen Gründen hierzu außerstande (325). 1930 erbat Piffel eine Audienz bei Pius XI., anscheinend um zu beweisen, daß er nach einem kleinen Schlaganfall wieder gesund und regierungsfähig sei. Anschließend schüttete er Friedrich Funder gegenüber sein Herz aus und sagte u. a.: „Werden Sie (!) jetzt auch noch sagen, daß ich einen Koadjutor brauche? ... Manche Leute sind mit mir gar nicht zufrieden und sie sagen, ich führe ein zu sanftes Regiment, weil ich selten nein sage“ (356). Am 21. April 1932 starb der Kardinal, der so schwer nein sagen konnte, recht unerwartet an den Folgen eines Schlaganfalls.

Die vorausgehenden Hinweise dürften erkennen lassen, daß das vorliegende Buch weit über das Biographische hinaus von Bedeutung ist. Es bringt auch zahlreiche Nachrichten über die schwierige politische Situation, über den Anteil des Kardinals beim Übergang von der Monarchie zur Republik, über das Zusammenwirken und die Konflikte zwischen Kirche und Staat sowie Kirche und Parteien und schließlich über den österreichischen Episkopat, z. B. die Bischöfe von Salzburg und Linz, vor allem über J. M. Gföllner, den „fleißigsten Briefschreiber“ unter seinen Amtskollegen.

Abschließend sei noch auf einige formale Gesichtspunkte verwiesen. Aus Gründen der exakten Einordnung hätte man schon am Titelblatt die Regierungszeit Piffels angeben sollen. Das Fehlen eines Registers empfindet man bei einem so detailreichen Buch als schmerzlich. Bei vielen Namen (z. B. bei dem oft erwähnten Sekretär Wagner) fehlen die Vornamen; wenigstens bei der ersten Nennung hätte man sie angeben sollen. Es bleibt unersichtlich, warum nur Anmerkungen „in Auswahl“ beigegeben wurden, wenn hier nicht, was ich vermute, dem Verlag nachgegeben wurde. Dadurch ist es aber fast der Beliebigkeit anheimgegeben, ob Aussagen belegt werden oder nicht. Leider sind auch ziemlich viele Druck- und Flüchtigkeitsfehler stehen geblieben. So wird etwa der oft zitierte Kardinal Merry del Val fast immer mit einem „r“ geschrieben. Trotz dieser Mängel stellt das Buch eine wertvolle Bereicherung der österreichischen Kirchengeschichtsschreibung dar.

Linz

Rudolf Zinnhobler